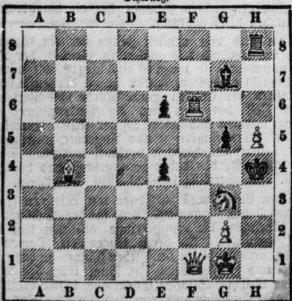


Samen in der Luft schwebt, eingekapselt wird und schließlich wirken kann, namentlich in den Sommermonaten, wo sie sich am zahlreichsten entwickeln. Daher rührt der Verfall der Reineiten häufig zu wässern, damit die Blüthe absterben, die Algen gedeihen und rebe Staunung vermeiden werde, damit die Schimmelpilze den Spaltfrühen Einhalt thun können.

\* Die Sparbüchse des Königs von Anam. Der König von Anam hat in den Gemächern des Palastes ein großes Wasserbecken angelegt, in welches der Herrscher von Zeit zu Zeit ausgeschöpfte Baumrinne, mit Gold oder Silber angefüllt sind, werden läßt. Es ist dies der Reinerde, an den nur im Falle Unheil von Gefahr gerührt werden darf. Um die Diebe abzuwehren und sich selbst vor der Versuchung zu bewahren, ohne Reue zu empfinden, hat er die Schätze zu schützen, werden in dem Becken Krotbille gelegt, von denen ein Jeder, der Geld holen wollte, unerbittlich gestrichen würde. Eine so eigentümliche Sparbüchse sieht man nicht jeden Tag. Wer durchaus Geld haben will, muß sie zerbrechen, d. h. er muß die Krotbille tödten, was nicht ohne gewaltigen Lärm möglich ist, denn sie haben ein zähes Leben. Außerdem könnte der Verbrecher wohnen, er hätte sie alle getödtet, und dann wäre doch noch eines, sei es in einer Schale, sei es in einem Baumstamme, übrig geblieben, jedoch der Schatzmeister, der seine Kasse erziehen wollte, geringes Vergnügen haben würde.

Der Manila-Gaum, den wir so vielfach als Bauerhoffer, im Wasser aushaltenden Gebläsestoff benutzen, belehrt uns, wie sehr unsere Industrie auf den Weltmarkt angewiesen ist. Europa verbraucht 500,000 Kubikm in Wert von 36 Mill. Francs, und doch gedeiht diese Gebläsepflanze nur auf dem vulkanischen Boden der Philippinen, denn Pflanzungen an anderen tropischen Inseln Afrikas haben geringen Erfolg. Diese Pflanze braucht drei Jahre zur Entwicklung, wird über 10 Fuß hoch und 18 cm dick. Nachdem sie umgehauen ist, läßt man sie einige Zeit liegen, damit der Saft gähre, schneidet sie dann in Streifen und zieht diese durch stumpfe, verteilbare Messer ab, bis die glänzend weichen Fasern frei liegen, die man dann an der Sonne trocknet. Aus dem Stamme wachsen dann viele Schößlinge auf, jedoch man keine neue Pflanzung vorzunehmen hat.

**Schach.**  
Meditation von S. Tarrasch.  
Aufgabe Nr. 17.  
Von S. v. Wotjakoff in Leipzig.  
Schwarz.



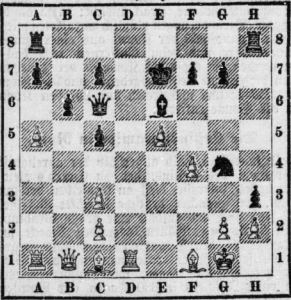
Weiß zieht und setzt in 3 Zügen mat.

**Partie Nr. 20.**  
Beispiel im Meisterturnier des Rürnberger Schachkongresses.  
Schwarze Partie.

1. e2 - e4 e7 - e6  
2. Sg1 - f3 Sg8 - e6  
3. d2 - d4 e5 - d4  
4. Sf3 - d4 Sg8 - f6 Eine gute Vertiefung; gefährlicher aber ist Lc5 - 5. Le3 Df6 6. e3 Se7  
5. Sh1 - c3 Lf8 - b4  
6. Sg1 - e3 Lf4 - e3! In Verbindung mit dem folgenden Zug eine sehr kurze Fortsetzung.  
7. b3 - c3 d7 - e6: Zunächst Weiß legt die Damen, so ist Schwarz wegen seiner besseren Bauernstellung im Vorteil.  
8. Lf1 - d3 Le8 - g4  
9. f2 - f3 Lf4 - e4  
10. 0 - 0 Dd8 - e6 Droht Dd5+

11. Le1 - e3 h7 - h5 Der Beginn eines harten Rochadenangriffes  
Schwarz zieht die ganze Partie durch freilich.  
12. a2 - a4 Der Einleitungszug einer Serie von schwarzen Zügen.  
13. Dd1 - b1? h5 - h4  
14. a4 - a5 e6 - e5  
15. Tf1 - d1 Droht Damenverlust durch Lb5+  
16. Ke8 - e7  
17. f3 - f4 Droht wiederum Damenverlust.  
18. Dd1 - e6  
19. e4 - e5 Dieser Zug treibt den Springer zum Angriff und öffnet der Dame die Diagonale. Nicht Ganeh bei f4 - f5 Le6 - d7 18. Lg5 mit der Drohung e4 - e5.  
20. Lc3 - c1 Die weißen Figuren sind nun alle glänzend auf dem Damenflügel vereinigt, während der schwarze Königsflügel dem Angriff der feindlichen Figuren schutzlos ausgesetzt ist. Schwarz führt den Angriff in glänzendem Stile.  
21. h4 - h3  
22. Ld3 - f1

Stellung nach dem 19. Zuge von Weiß.  
Schwarz.



19. . . . . Sg4 - h3!  
20. Dd1 - b5 Räumt Platz den geopferten Springer, so ist er natürlich durch hg+ in wenigen Zügen verloren.  
21. Kg1 - f2 Auf gut folgt h2+ 22. Kh1 Df3+ 23. Lg2 Dd1+ und gewinnt.  
21. . . . . h3 - g2! Die Ueberrollungen nehmen kein Ende!  
22. Dd5: folgt g1 D+ 23. Kf3: Lg4+ 24. Ke4 Dd1+ und gewinnt.  
22. Kf2 - g2: Sf3 - f2!  
23. Ke2 - g2: Dd8 - f8!  
24. Kf2 - e1 Df3 - g3+  
Aufgabe. Daß Weiß erfolgt in wenigen Zügen durch 25. Kd3 Tad3+ 26. Dd3 Th2+ 27. Le2 Df4+ 28. Ke1 Df2+ 29. Kd2 De2+

**Korrespondenz.**

1. Dg5 - g8 Se8 - e7! Auf Ka7 folgt Da2+  
2. Dg8 - b8 Ta8 - b8: oder Sa7 - e6 oder e8  
3. e7 - b8 S, e7 - e8 L, Dd8 - b7+  
Nichtig angegeben von S. K. in Zetochka, S. in Luedlitzburg, S. W. Müller in Regensburg, S. E. Wagny in Berlin, S. v. Wotjakoff in Leipzig, S. v. Wotjakoff in Wabegau, S. v. Wotjakoff in Halle, E. R. in Wettin und Eugen S. in Zergau.  
**Korrespondenz.**  
S. W. in Halle. 1. Dg5 löst die Aufgabe nicht, da Schwarz den Gegenzug Ka7! hat. Auf Dg8 hingegen hilft auch dieser Zug nichts wegen Da2+. Sonst nimmt Ihre Lösung mit der richtigen vollständig überein.  
S. R. in Klitzsch. Sie berücksichtigen in Ihrer Lösung das die Vertiefung Ka7, worauf Weiß ein sehr einfaches Partiemat gibt. Die Pointe der Aufgabe beruht aber nach 1. . . . Sa 7! in dem zweiten Zuge Dd8.  
S. W. in Kelen. Ein Mat in 2 Zügen ist ebenfalls nicht möglich, weil der schwarze König die vor ihrem König stehende Dame selbst und so das Matemat auf e2 verhindert. Auf 1. . . . Sa 7! Da8: ist Schwarz nicht mat, sondern matt.  
S. W. in Halle. Ihre Aufgaben haben weniger den Charakter von Aufgaben als von Partiestudien; die Züge sind nicht problematisch, sondern partiengemäß, etwa in dem längst veralteten Stile Stammas'. Besonders ein Schach im ersten Zuge ist in der modernen Schule als groß verpönt. Wir raten Ihnen, die Organischen moderner Komposition wie Rüst, Köpff und Rodolff, Gottschal, Berger zu studieren.  
S. W. in Radeburg. Die Aufgabe löst allerdings ein Partiemat sehr viel zu wünschen übrig, entschädigt jedoch durch die Betheiligung besonders des zweiten Zuges.  
S. W. in Weandrit. Ihre Aufgabe ist korrekt, enthält aber vollständig der Schwachheit und Feinheit, welche eine Stellung zu einem publikationsfähigen Problem machen.

# Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.  
(Der Bote für das Saalthal.)

No. 33. Halle a. d. S. 17. August 1883.

**Nr. 11: Ein Erzgebirg.** Der Wormberg, nächst dem Broden der Jumele des Oberharzes. Vortrag des Pfarrers Scheele-Bünsdorf im Hagenthal bei Gerbrode im Harz, am 20. Juli 1883.

## Ein Harzgebirg.

nächst dem Broden der Jumele des Oberharzes.  
Vortrag des Pfarrers Scheele-Bünsdorf im Hagenthal bei Gerbrode im Harz, am 20. Juli 1883.

Wenn du, lieber Harzpilger, Schirke, bekanntlich das höchste Harzgebirg, 1750 Fuß hoch, welches an linken Ufer der kalten Bode mit seinen Schindelbädern durch Weisengrund und Granitblöcke, an Größe oft die Häuser überragend, so malarisch thalupaalig steigt, erreicht hast, wenn du dich dort unter der Veranda des bescheidenen Gasthauses nicht fern von dem Braubrennen, schäumenden Bach niedergelassen, um dich zu weiterer Wanderung zu fähren, so rüht gewiß zuerst dein Auge auf dem unmittelbar gegenüberliegenden herrlich bewaldeten Gipfel des Wärbberges und jenen beiden wunderbar Felsenbänken, die dort aus dem Walde hoch hervorragen, den berühmten „Schwarzberglippen.“ Käst du nun deinen Blick den Gipfel des Wärbberges entlang gegen SW. schweifen, so können dir unmöglich drei Vergleichen entgehen. Auch wirst du, sei es durch die an ihnen vorüberfließenden, bald sie zeigenden, bald verfallenden Wälder, sei es bei hellem Sonnenschein durch den sie umwehenden Duft sich bald überzeugen, daß du es hier im Vergleich zu den vorliegenden Bergengipfen mit Lebentend höheren Burden zu thun hast. Es sind dies der kleine Winterberg (2882 F.), der kleine Wormberg (2820 F.) und der eigentliche Wormberg mit 3028 Fuß Höhe. Sehen wir uns den letzteren etwas näher an. Es geschieht dies am leichtesten, wenn wir die „falte Bode“ auf der nahen Brücke überschreiten und auf dem deutlich markirten Felsenpfad den Wärbberg ersteigen, sobald an den „Schwarzern“ dicht vorbei den partiarigen Fußweg verfolgen, der uns über den breiten Rücken des Wärbberges in das sichtlich gelegene Thal der „warmen Bode“ und in den an derselben gelegenen braun-schweißlichen, und durch seine Glasflächen berühmten Fledern Braunkohl führt. Wenden wir dort aus dem Fenster des Gasthofes „Zum deutschen Hause“ nach NW., so sehen wir den Wormberg mit dem kleinen Winterberg als seinem Fußgestell, durch seinen Vorberg verdeckt, in seiner ganzen Majestät und Herrlichkeit vor uns liegen, ohne daß ihn irgend eine Bergeshöhe den Vorzug streitig macht, denn der einzige, der es könnte, der Broden, wird hier durch den Wormberg selbst vollständig verdeckt.

Und fürwahr nicht bloß wegen der größeren Höhe gebührt ihm unter den herrlichen Bergeshäuptern, welche den Vater Broden in einem schönen Kranz rings umgeben, und auf welche er als sein ebenbürtigen Kinder wohlgefällig herniederblickt, der erste Preis. — Zwar ragt ja wunderbar im SW. die Achtermannshöhe (2879 F. hoch) als eine stille Felsenpyramide, aus Hornfelsplatten sich aufbauend, über den dunklen Tannenforst von Döberbrück hell und hoch hervor, prangt ja herrlich im Westen die alte „Barte“, jener gemaltige Granitwürfel auf dem höchsten Punkte des breitflügeligen Bruchberges liegend, zumal wenn man ihn von dem schon in dunkle Schatten geüllten Broden aus noch lange in gelbiger Vertiefung der untergehenden Sonne liegen sieht; zwar findet in schauerlicher Schöne jener mit den Höfenflügel getränte Bergkette, aus der nördlichen Harzgebirge als eine vom Broden jagd herniedersteigende Riesennauer anzusehen — offenbar die wildste, aber freilich auch wegen der dort befindlichen tiefen Forstlöcher nicht ungeschätzliche Parkpartie — kaum seines Gleichen. Aber dennoch kann sich keine von diesen alpinischen Höhen messen mit der majestätischen Pracht, in welcher der Wormberg aus den schwindelnden Abgründen des „falten Bodebaches“ am Fuße Schiefer, am Gipfel Hornfels und Granit, überfließt mit weissen Gerippen verwitterter Zergesteine, oben ein 80 F. hoher Granitblock (Söthofer Baum) in schlanter Kegegestalt so hoch emporsteigt, daß man von ihm aus als von einem Wachturm das Brodenplateau mit den darauf befindlichen Personen übersehen kann.

Mit Recht nennt ihn daher Broderlow in seinem Harzbuch „den ebenbürtigen Nachbar, den Antilibanon des Harzes.“ Ueberrückt ihn nun auch der Broden an Höhe und demgemäß an Ausdehnung des Gesichtskreises — denn die Aussicht vom Broden bei hellem Wetter, ohnehin anfänglich das trübnere Auge bei dem Blick in das ungesaugte Rundgebirge fast ermüdet, ist ja unbeschreiblich — so hat doch unser Freund einen Vorzug vor seinem erhabeneren Nachbar voraus, daß ist die schlanke, kegelförmige Spitze, welche einen Einblick in die unmittelbar an seinem Fuße gelegenen Taleinschnitte gewährt, während dem Brodenplateau wegen seiner allzudeckenden Breite dieser Blick verweigert ist.

Hast du nun Lust, mit mir diesen Vergleiche zu bestehen und dich an dem Ausblicke, den man von demselben thal, zu weiden, so folge mir im Best von Braunlage ein Stück auf der Chaussee nach Elbingerode, dann nördlich die Bergballe hinauf, wobei uns die Spitze des Wormberges selbst den richtigen Weg zeigt. Wir treffen endlich an seinem Fuße auf einen jüngstlin zur besseren Holzabfuhr angelegten, bis auf den zwischen dem Wormberg und dem kleinen Winterberge liegenden Sattel führenden Weg. Sind wir dort angekommen, so müssen wir freilich scharf aufpassen, damit wir nicht den links in dem Wald führenden Fußweg verfehlen, der sich bald in eine Treppe vermannt, welche ein braunschweigerer menschenfreundlicher Forstmeister vor etwa 90 Jahren an der SW-Seite und entsprechend auch auf der NW-Seite des steilen Wormbergfelsens aus Granitplatten hat machen lassen, auf welchem wir nach 1/4 stündigem Steigen den Gipfel erreichen.

Wir treten an den nördlichen Rand. Der Ausblick ist überweltigend; zuerst in die Tiefe, da sehen wir hinein unmittelbar unter uns in die „Schwarze Schlucht“, das ist ein Viehbof inmitten einer üppigen Wiesenschläge am Zusammenflusse des „Schwarzen Schluchtwassers“, das aus der uns gegenüberliegenden Thalpalte zwischen Broden und großem Winterberge hinunterfließt, mit der Bode. Wir sehen an ihrem linken Ufer die Sandbrunn-Chaussee westlich auf das Brodenfeld (hier Sandbrunn genannt) als einen schmalen Silberfaden sich hinausschlängeln, wenn auch zuweilen zwischen höheren Tannen verschwindend. Wir verfolgen den Lauf der kalten Bode, wie

Für die Redaktion verantwortlich: S. S. Dr. W. Voß in Halle.

Druck und Verlag von Otto Gendel in Halle a. d. S.





se weit noch über den „rothen Bruch“ (eine sehr merkwürdige Torfsteher) links hinauf als weißlicher Strich mitten durch das Schwarzbraun des Torfschneers sich hinanzieht, bis sie unter den sogenannten Dorfweiden verschwindet, jenen wunderbaren, aus Torfgräsern emporklimmenden Hügelansammlungen, dem gemeinsamen Quellsturz der kalten und warmen Bode, die zuerst als feindliche Brüder sich trennen, die erstere nördlich, die andere südlich vom Bornberge ihren Lauf nehmen, um dann östlich auf der Hochebene von Elbingerode ihre Gewässer zu der eigentlichen Bode zu vereinigen und in den Dienst der Menschen zu stellen.

Wir erheben dann aus der Wiese der schwarzen Schluff unsere Blicke zu der ersten aus ihr unmittelbar sich erhebenden Berggruppe, dem „Schlufftopf“, von welchem in einer großartigen Schenkellinie die gemalten, an den verschiedenen Stufen genau zu erkennen die Stufen des eigentlichen Brockengebirges, nämlich der große Winterberg, der kleine und große Jägerkopf und der kleine Brocken erst nordwestlich, dann nach Nordosten sich umbeugend zum Brockenpfeil emporschieben. Obwohl die Entfernung der Bornbergsippe bis zum Brockenpfeil in gerader Linie eine Stunde betragen mag, so scheint doch wegen der unvergleichlich klaren Bergluft das Brockenplateau so nachbarlich nahe gerückt, daß man sich versucht fühlt, mit den vielen, dort sündlich sich einfindenden Besuchern ein Zweigeckspitz anzunehmen. Ebenso majestätisch wie die Westseite zeigt sich von hier auch die Ostseite des Brockengebirges, wie es hinabsteigt zum Neuenberg, zu den Hohenklippen und dem Gimberkopf, von welchem es sich hinab in die Elbingerode Hochebene fällt.

Von einem Orte im Harze, das als ist ein Vorzug, der dem Bornberg allein zukommt, kann man die Riesengestalt und das System des Brockengebirges in seiner Herrlichkeit so deutlich überblicken, als von diesem jenen mächtigen Nachbar. Aber selten wir zum dritten Male den Blick in die Tiefe der schwarzen Schluff und verfolgen wir den Lauf der nun bereits durch das schwarze Schluffwasser zu einem flutenden Waldbach gewordenen kalten Bode, wie sie, noch ein wildes Naturkind, durch Granitblöcke sich lösend den Weg bahnt, so sehen wir bald auf ihrem linken Ufer ein liebliches Bild, wie man es wohl selten sieht, sich entfalten.

Es ist das Dorf Schierke, hoch über demselben am Waldtalle die niedliche, neue Kirche mit Thurm im gotischen Baustil, gleich einem Sirtzen, der über die zu seinen Füßen liegenden Häuser als über seine Schiffein waagt — das ganze Dorf so wenig klein beliegend, daß man denken und wünschen könnte, es sei also unter dem Weihnachtsbaum für fromme und artige Kinder aufgebaut. Wälden wir gen Osten, so sehen wir ein schönes Waldgebirge, besetzt mit vielen Felsenbäumen, darunter auch die Schneerkesseln und weiterhin den ganzen Harz in seinem weiten Verlauf bis zur Victorshöhe und Jockelspöche und zum Falkenstein. Gegen Süden schauen wir zunächst in das liebliche Thal von Braunlage mit seinen ausgebreiteten und von Wald umkränzten saftgrünen Wiesenflächen und weiter in die südliche Harzebene bis zum Anselberg, dem großen Weisner und bis zur Wilhelmshöhe bei Rasfel. Doch weil ja eben die Westseite bei unserm Bornberg ein geringeres Interesse hat, als der Blick in die nächsten Gebirgspartien, so schließen wir mit dem Blick gegen Westen. Da zieht sich als eine ungeheure Bergkette, begrenzt von einem finstern, hohen Tammenwalde und gekrönt von der Achtermannshöhe das Brockenfeld hinauf, ein Bild, das uns durch sein tiefes Schweigen als das eines weiten Totenfeldes tief ergreift und unmittelbar zu dem treibt, der allein das Leben ist und das Leben giebt.

Wenn wir nun den Gesamtanblick, den der Blick von diesem Berge auf uns machen müßte, auf uns wirken lassen, so werden wir gewiß Brederlow Recht geben, wenn er sagt, daß nächst dem Broden dieser sein Nachbar einen Besuch verdient und mir, wenn ich ihn nächst dem Broden den Tumul des Oberhazes nenne, aber fügen wir zugleich hinzu, leider einen noch zu wenig bekannt. Warum ist er aber bisher so wenig bekannt? Das findet ja seine Erklärung in der Gestalt dieses Berges, wodurch das Besiegen desselben erschwert wird. Es findet hier, wenn wir beide, den Bornberg und den Broden in Vergleich stellen, wie überall die Wahrheit sich befähigt, daß mit dem größten Vorzug eines Dinges auch sein größter Nachtheil und mit dem Nachtheil auch sein größter Vortheil zusammenhängt. Hat der Bornberg durch die

schroffe Gestaltung seiner Spitze, die oft so steil wie eine Mauer aus Granitblöcken sich aufbaut, den herrlichen Vorzug jenseits Einblickes in die nicht unter ihm liegenden Thaleinschnitte, so erschwert manchem Harzreisenden gerade dieser Vorzug seinen Besuch, und muß andererseits der Broden wegen seiner behaglichen Breite das Hinsich des Einblickes entbehren, so erleichtert diese Gestalt gerade sein Erstiegen.

So ist demnach unser Freund nur wenig bekannt, weil er nur von wenigen besucht worden ist. Aber doch ist auch ungekehrt wahr, weil man die Pracht und Herrlichkeit der Aussicht von seinem Gipfel nicht kennt, da man höher in den Harzbeschreibungen nur zu wenige und mangelhafte Notizen findet, fehlt es auch an der Lust, ihn zu besiegen. Nirgends z. B., um nur eins anzuführen, wird man in den Harzbüchern unterrichtet von der Größe jener zwei Treppen, welche jener braunschweigische Hofmeister an der W. u. S. O. Seite des oberen Berges hat machen lassen, welche das Besiegen desselben ungemein erleichtern, namentlich heutezutage, wo die Tammenbäume höher gewachsen sind und die unteren Zweige verloren haben, welche vor 20 Jahren das Auffinden und Erstiegen der Treppen so sehr erschwert. Darum sage ich, wäre uns die Herrlichkeit dieses Berges näher beschreiben, so würde schon längst ein gangbarer, ja vielleicht fahrbarer Weg hinaufführen, schon längst dort der ermüdete Wanderer Obdach und Stützung in einem, wenn auch bescheidenen Hotel finden, dessen Vorkorbstandein ja ebenfalls von der Besiegung des Berges zurückfällt.

Dieser habe ich seit 40 Jahren den Bornberg erstiegen, aber mein Wunsch und meine herrliche Hoffnung, daß in unserm so reiselustigen Zeitalter dieser mein alter Freund dem unverbundenen Schicksal der Bergeseiten entrisen, seine Herrlichkeit mehr ins Licht gestellt und namentlich sein Besiegen erleichtert werde, ist bis heute noch nicht in Erfüllung gegangen. Was für eine große Freude sollte es mir sein, wenn ich durch meine Beschreibung für dieses Land des Oberhazes in weiteren Kreisen ein reges Interesse, ja in manchem einen Besuch machen oder zugebacht haben, die Lust erweckt hätte, schon in diesem Jahre trotz der erwähnten Schwierigkeiten meinem lieben Bornberge die Ehre des Besuchs angedeihen zu lassen, noch, was sicherlich jedem Kenner des Oberhazes bekannt sein wird, besonders der Monat August anzuempfehlen ist. Daß sie einen großen Genuß haben werden, wenn ihnen durch Gottes Güte der Auguststimmeln nur einigermaßen günstig ist, das weiß ich.

Doch möchte dieser mein Hinweis auf die Vorzüge meines Klienten auch eine praktische Seite haben und zwar in der Frage, ob sich denn nicht ein harzfreundliches Konjunktum, wie es sich zu dem Establishment im Hagental gefunden hat, zusammenbringen ließe, welches zunächst die Ausbesserung der südöstlichen Treppe, bis zu welcher man von Braunlage auf jenem vorhin erwähnten Holzabfuhrweg besaum zu Wagen gelangen kann, in die Hand nähme und ebenso, wenn auch nur vorläufig, einen Rundbau mit einer 10 Fuß hohen Mauer, so hoch, daß man nach allen Seiten über die 6 Fuß hohen Zwergtannen den Ausblick in die unmittelbare Tiefe hätte, bauen ließe? Dieses Projekt, wie ich es mit einem Sachverständigen in Braunlage besprochen habe, würde nur ein Kapital von 1000 M. erfordern. Ich bin aber der festen Ueberzeugung, daß bereits in Jahresfrist Kapital mehr Zinsen infolge des reichlichen Besuchs wieder einfließen, ja, wenn es das Konjunktum an der jetzt nun einmal notwendig gewordenen Reclame nicht fehlen ließe, in späteren Jahren diese Unternehmung eine bedeutend sich steigende Einnahme haben würde. Es ist allgemein bekannt und gewiß, daß seit der Entdeckung der reichen Diamantfelder in Südafrika die Juwelen in ihrem Werthe bedeutend gestiegen sind — aber ebenso gewiß ist, daß dieser in Rede stehende Tumul des Oberhazes von diesem Schicksal nie betroffen werden, sondern je mehr bekannt, desto mehr in seinem Werthe steigen wird, weil er eben einzig in seiner Art ist — weil es nur einen Bornberg giebt.

**Woraus bestehen die Kometenschweife?**

Diese Frage verhielt Kommissar Reale zu lösen. Die Sonne hat eine Atmosphäre von vielen hunderttausend englischen Meilen und dazu kommt noch eine dünne, unsichtbare Sonnenatmosphäre, wie ja auch die Erde eine solche unsichtbare feine Atmosphäre hat. Näherlich sich ein Komet der Sonne, so bezieht deren Hitze, daß sich gasartige Strahlen vom Kometen aus gegen die Sonne ausstrecken, nach einiger Zeit, wie vom Winde getrieben, zurückbiegen, den Kometen umhüllen und ihm in Regelform nachfolgen, wie dem Menschen das Kleid rückwärts flattert, wenn er gegen den Wind geht. Der Kometenkörper bewegt sich schneller als seine Gasbläse, die ihm daher als Schweif folgt und den Kometen umhüllt, der sie dann überholt und als Schweif hinter sich läßt. Da der Komet um die Sonne herum geht, seine Bahn sich also krümmt, so muß auch der nachfolgende Schweif, von der Erde aus gesehen, eine gekrümmte Gestalt annehmen. Mit der Zeit, welcher die Gasstrahlen scheitern, ein wechselndes, so entstehen getheilte und hellere Streifen, je nachdem wir durch die Kanten oder das Centrum der Hüllen blicken, oder je nachdem die unsichtbare Sonnenatmosphäre Druck ausübt; da ja auf der Sonnenoberfläche große Veränderungen plötzlich eintreten pflegen. Beim Umrufen zur Sonne geht der Komet aus einer dünnen in eine dichtere Atmosphäre, und beim Enternen tritt das Gegenheil ein. Dazu werden die Gase des Kometen bei zunehmender Annäherung an die Sonne mehr ausgebeutet und leichter und bewegen sich von der Sonne fort und treten nun vor den Kometen, wenn er sich von der Sonne entfernt.

**Die Gestsipyramide in Rom.**

Dieses halb innerhalb, halb außerhalb der aurelianischen Mauer stehende Grabmal des Cestius, der zu Cicero's Zeit lebte, hat für uns ein hohes Interesse, weil an demselben der protestantische Archäolog liegt, wo mancher deutsche Künstler und Gelehrte ruht. Sie ist 112 Fuß hoch und enthält eine große Grabkammer, deren Wände und Decke mit schönen Gemälden besetzt waren. Als Papst Alexander VI. den Schutt an ihrem Fuß wegräumen und den Bau ausbeigern ließ, entdeckte man auch vier Säulen, welche die Statue des Cestius trugen, wie Inschriften melden. Sie wurde laut einer Inschrift in 300 Jahren aus Basaltstein erbaut und mit weißem Marmorquadern besetzt, ist daher weithin sichtbar.

**Auch Nartheit findet ihre Verehrer.**

Im Alterthum machten die Synter (Händischen) viel Lärm, und von ihrem Namen Diogenes erdachte man viele Anekdoten. Er wohnte in einem aus Thon gebildeten Hufe (hölzernen Hufe) und eine beständige Erfindung, trug weder Hemd noch Unterkleid, sondern wickelte sich in einen Mantel, begnügte sich mit einem Brotlaib und Knetenstod und gab Alexander dem Großen, der ihm ein Gnadengesuch anbot, die folgende Antwort: „Geh mir aus der Sonne.“ Wir erzählen unserer Jugend solche Anekdoten zur Erheiterung, anders dachten die Griechen. Einige errichtete seinem Leichnam Diogenes eine Hüthülle, Gerührt eine Epheuhäule auf dem Zehnhus und legte auf sein Grab die Statue eines Hundes aus porischem Marmor. In Rom hat man mehrere Statuen des Tommenbeherrschers gefunden, eine stellt ihn gar in Lebensgröße mit Mantel, Brotlaib und Knetenstod dar, zum dritten Male erscheint er in einem Kleiderstücke mit Brotlaib und Stock, und endlich wird noch in einer dritten Abbildung gezeigt, wie ein Aelterer des Dionysos vertrieben, wofür er geschnitten wird, worauf Diogenes ein Haus vermittelst zweier Luchthöler von der Form eines Schwabenschwanzes wieder herstellte.

**Erfahrungen über Benetzung der Baumblätter durch Regen und Neptunen.**

Hierüber hat Dr. Wiesner vielartige Versuche angestellt, aus denen sich ergab, daß die Blätter befähigt sind, von außen Wasser aufzunehmen und daß die Benetzung die Transpiration der Blätter begünstigt und die Saffleistung bedeutend. Die starke Transpiration kann für die Pflanze nützlich oder schädlich sein, je nachdem sie vom Boden her Wasser erhält oder nicht. Der erste Fall wirkt günstig, im zweiten wird sie nach und nach zu Grunde. Daher ist ein Bedürfnis der oberirdischen Pflanzentheile man kann nützlich für die Pflanze, wenn auch der Boden genau feucht gehalten wird. Um die Wirkung von Regen und Thau richtig zu beurtheilen, muß man das Verhalten der Ober- und Unterseiten der Blätter bei der Benetzung mit Wasser kennen lernen; denn beide Blattoberseiten nehmen Wasser auf und dazu die untere etwas mehr als die obere. Bei schwachem Thauwall sammelt sich Wasser nur auf der Oberseite der Blätter, bei starkem auch auf der Unterseite. So lange nur die Oberseite feucht ist, wird die Verdunstung gehindert. Bei starkem Thauwall wird daher die Transpiration stark zurückgehalten. Nach dem Verdunnen des Thauwassers nimmt die Verdunstung und damit die ganze Saffleistung zu, was für die Pflanze wegen gleichzeitiger Zufuhr der Bodenwasserstoffe um so günstiger ist, als nimmere im vollen Tageslicht die Assimilation vor sich geht. Der Thauwall wird

also erst dann als besonders nützlich für die Pflanze erwieien, wenn das auf den Blättern niedergeschlagene Wasser verdunstet ist. Die Wirkung des Regens wird im allgemeinen eine noch günstigere sein, da hiermit dem Boden stets reichlich Wasser zugeführt wird, sobald die nach dem Regen sich einstellende bestärkte Verdunstung nicht unterhalten werden können. Bei schwachem Regenfall wird nur die Oberseite, bei starkem oft auch die Unterseite des Laubes benetzt, was zu einer vermehrten direkten Wasseraufnahme und zu einer sehr bedeutungsvollen Leitung des Wassers durch die Pflanze führt.

Am fruchtigsten wird der Regen auf weite Pflanze wirken, denn alsdann scheidet das Laub nicht flach, sondern es hängen entweder die Blätter schlaff herunter oder es wölben sich dieselben nach oben an den Winden aus. In beiden Fällen werden die das Wasser so begierig aufnehmenden Unterseiten der Blätter mit den Regentropfen reichlich in Berührung kommen, das Laub nimmt unter diesen Umständen schnell Wasser auf, wird wieder straff und lotrecht und nach Verdunstung des Regenwassers stellt sich eine starke Transpiration und damit eine vermehrte Saffleistung ein.

\* Meteorischer Staub. Inneer Naturforscher finden besonders gern das unendlich kleine, aus welchem sich das unendlich Große aufbaut. Daher wird gegenwärtig der meteorische Staub, d. h. die von Meteoriten abbringenden Broden genau untersucht. Als ein Forscher im Sande der Pyramiden in der Wüste und im Milchflamme Eientheilen von ediger Gestalt und magnetischer Natur entdeckte, die von Fellen flammen und oft Kugelform haben, so fiel ihm auf, daß diese Eientheile Broden ganz dem Staub der Meteorite gleichen, deren abbringende, rothglühende Funken sie ebenfallig waren. Denn in großen Höhen nimmt der Sauerstoff sehr ab. Dabei hat man beobachtet, daß eine Linie im Spektrum des Polarlichtes unerklärlich bleibt, da sie weder dem Sauer-, noch Stickstoff angehört. Da nun die Funken der Meteorite nur in geringer Menge mit Sauerstoff in Verbindung treten, so bleiben sie unoxidiert und fallen als Meteorstaub-Broden bis ins Meer.

Der Mount Cook, Neu-Seelands höchster Berg, ist in diesem Jahre von einem englischen Alpenklimber mit Hilfe von zwei Alpenführern der Schweiz erstiegen, nachdem mehrere Versuche misglückt waren. Man begann den Aufstieg vom 9000 Fuß hohen Mount Zaborn, mußte aber wieder zerstreute Gletscher klettern, umkommt von Lawinen und Eisklängen, erreichte abends den in Wolken gehüllten Gipfel, mußte daher wieder umkehren und hinter einer Felsrippe frierend und hungierend die Nacht verbringen. Einen rechten Gewinn hat die halbsprechende Fahrt von 37 Stunden nicht gebracht.

8 Perlen sind von uralten Zeiten her ein Gegenstand des Luxus gewesen, weshalb das äußerliche Geschick der Raucher bis heute noch notwendig ist, wenn es auch farg bezahmt wird. Als die Spanier Amerika entdeckten, fanden sie an der Küste von Panama in den Gräbern der Raiken ganze Körbe voll Perlen, hoch erst in neuerer Zeit hat man hier die Perlenfische wieder im großen aufgenommen und zwar an der Küste Unteritaliens. Die Händler liefern Fahrzeuge und Apparate, wozogen ihnen die Perlen zu bestimmten Preisen verkauft werden. Diese Perlen sind sehr schön, werden daher gern gekauft und bringen jährlich 1/2-1 Mill. Rth. Sterling (10-20 Mill. Mark) ein.

\* Welchen Luxus man zu Zeiten mit Ringen trieb, erzählt man daraus, daß Hannibal den in der Schlacht gefallenen römischen Fingerringe abgeben ließ und davon 6 Scheffel sammelte. In Rom tragen die Damen an jedem Fingerringe, auch wohl an den Fehen Goldringe, dazu noch goldne Arms, Fuß- und Halsbänder. In Rom trug der Adel Gold-, Freigeblasse Silber-, Schalen Gürtelringe, später erhielten tapere Soldaten als Auszeichnung einen Goldring, jeder farthogische Soldat für jeden Feldzug einen Goldring und in einem solchen bewahrte Hannibal sein Gift als letztes Rettungsmittel. Die alten Germanen wählten Ringe bei der Verlobung, der junge Gatte (Gef) mußte so lange einen Gürtel tragen, bis er einen Ring erlegt hatte. Fürstbische und Päpste vermalten sich durch einen Ring mit der Kirche; legte ein Ritter ein Gelübde ab, so trug er einen Ring an Gold, Arme oder Fuß und verband auch wohl Arm- und Fußring durch ein goldnes Ketten. Dagegen durften Gläubiger ihren Schuldneuren einen eisernen Ring um den Arm legen.

Die Pflanzen der Rinneine haben in Dr. Wimmerer ihren Unterwinder gefunden, der die Rinneine in Göttingen in Bezug auf mikroscopische Pflanzen unterwird und dabei fand, daß sie fast sündlich reichlich sind, weil bei erneuertem Regenwasser die ein getrockneten Pflanzen sich wieder beleben. Dr. Wimmerer fand fadenförmige Algen, Diatomeen und Pilze, von denen die gefährlichsten in Menge vorkommen. Bei Spaltung durch reines Wasser herrschen Algen vor, bei unreinem die Pilze, die sich also gegenständig bekämpfen und verdrängen. Algen, das sind grüne Rinneine, sind unschädlich, gefährlich sind dagegen die Spaltpilze, deren





teiler" wurde, wie wir der "Str. W." entnehmen, beschlossen, probeweise ein Organ "pflanzliches Museum" herauszugeben. Dasselbe soll politisch neutral sein und für literarische, kunsthistorische, ethnologische und ähnliche Vorträge in der Weise den geeigneten Mittelplatz bilden. Von den gehaltenen Vorträgen ermahnen wir den über die Entwidlung der deutschen Zettungen im dreißigjährigen Krieg. Am der Hand der Quellen wurde nachgewiesen, daß dieselben zuerst meist Flugblätter oder Einblattdrucke, von den Wollhändlern und Kaufmannsgilden ausgingen und ganz neutrale Mittheilungen "Relationen" über Weltereignisse, Handel und Wandel gaben. Die erste Wochenzeitung ist die zu Nürnberg gedruckte "Neue Zeitung", erschienen 1657 - 1691: ihr folgten zu Straßburg seit 1668 regelmäßige Zeitungsberichte mit biblischen Randzweilen im Hebraeisch. Bis auf den heutigen Tag besteht noch das seit 1615 zu Frankfurt herausgegebene, "Frankfurter Journal." Im Laufe des hiesigen Krieges erhielten diese Blätter bald eine bestimmte religiöse und politische Färbung, wie sich aus den verschiedenen Berichten über die Bestrafung Magdeburgs deutlich erkennen läßt. Der Stil dieser Blätter ist noch sehr ungenügend.

\* Hundemannföhrde und Hundeschwärze. Ein Beitrag zur Föhrdenung des Z. w. w. von G. Stöndinger. Wiesbaden 90 Nr. - Die bei Runt Wolf in Leipzig erschienene Brochüre verdient jedenfalls alle Beachtung. Nicht allein der Hundebesitzer, der sein Thier wirklich lieb hat, sondern auch alle die, welche sich für den Hund, den allergetreuesten Lebensgefährten des Menschen unter der Thieren, interessieren, werden in der Schrift viel Interessantes finden. Der Verfasser sucht zweierlei zu beweisen: daß die Mannföhrde gerade den Ausdruck der Tollwuth dieselbst herbeiföhrt und daß es ein widernatürlicher Mißbrauch ist, den Hund als Jagdhüter zu verwenden.

r. Wie man hört, verbißt sich unter dem Pseudonym v. Meris, Mitarbeiter der "Rheinischen Blätter", der bekannte ultramontane Abgeordnete Bonn, fürstlich Epum und Zarscher Verwaltungsdirektor.

**Mannichsaliges.**

**Die Görtis-Zittauer Vieherhe.**

Da es im Mittelalter weder ein stehendes Heer noch eine ausweichende Politik gab, so waren die Großgrundbesitzer auf ihre eigenen Kräfte bei Streitigkeiten angewiesen, weshalb es nie an Händeln oder Kriegen fehlte. Verhängt ist die oben genannte Vieherhe. Denn im Mittelalter wurde viel Vieh getrunken und waren die Brauerien gewöhnlich Eigentum der Großbürger, welche der Viehe nach brauen ließen, so daß beim Viehandel die Bürgerhaft beihilft war. Um das Vieh zu sichern, durfte in der Stadt und deren Gebiet nur das Bier der Stadtbrauer verkauft werden, so daß jede Konkurrenz mit Nachbarkäufen verhindert war.

Man verstand man in Zittau schon seit dem 13. Jahrhundert ein gutes Bier zu brauen, welches weit und breit Bekanntheit erlangte und mit Kaiserlicher Erlaubnis verhandelt werden durfte, z. B. selbst nach Görtis, welches selbst ein sehr gutes Bier braute. Obgleich die Zittauer also weit und breit das Verkaufsvrecht ihres Bieres erworben und ausübten, waren sie doch engberührt genug, den Verkauf fremder Biere in ihrer Stadt zu verbieten. Ja, sie gingen in ihrer Föhrtheit so weit, daß sie nicht duldeten, daß ein Fremder, der sich in Zittau niederlassen wollte, seinen Biervorrath mit in die Stadt bringe. Da nun Görtis auch starke Bierbrauerei trieb und den Verkauf des Zittauer Bieres innerhalb der Dammmeile von Görtis nicht dulden wollte, so lagen die Magistratsheider Städte in ihrem Gader, obgleich sie zum Sechshäufte-Bunde gehörten. Endlich riß dem Görtiser Magistrat die Geduld (1490), als die Zittauer wieder ihr Bier über die Grenze des Stadtgebietes brachten. Er erließ daher nach Zittau erste Warnungen, die aber mit Drohungen beantwortet wurden.

Aufgehört aber solche Unerbittlichkeit und da alle gütlichen Versuche erfolglos blieben, wandten sich die Görtiser an den Kaiser Matthias, der als König von Böhmen ihr Landesherr war. Der Kaiser entschied von Wien aus, wo er sich als König von Ungarn aufhielt, für das gute Recht der Görtiser, verbot die Einfuhr fremden Bieres und ermächtigte die Görtiser, Dammhandelnde als Verweigerer anzusehen, zu fassen und deren Bier wegzunehmen. Das geschah den Görtisern und ihnen machten sich ungeheure Brauereien ein Geschäft daraus, die Niederlagen von Zittauer Bier aufzuspielen und die Fässer zu zerklüden. Solche Grausamkeit verbot aber Kaiser Ladislaus, der aber auch den Zittauer ihr Verlangen unterlagte. Aber man war gewohnt, kaiserliche Erlasse ehrentreu zu befolgen und zum Selbsthilfe zu greifen. Wie daher die Zittauer wiederum einen Biertransport nach Görtis abblanden, machte sich ein Haufen bewaffneter Görtiser auf, griff in die Wege des westlichen Bier-

transport an und ließ den edlen Gerstenkorn in den Sand laufen. Seitdem heißt diese Gegend die Bierpflanz.

Kaiserlich erbotene die Zittauer Herüber gewaltig, rüsteten, machten Rüstung zur Mithilfe, sandten einen Föhrer nach Görtis, waren aber erfolglos, raubten und jagten in großer Dürre einzuwachen, ehe der Föhrer in Görtis überreicht war. Man prügelte die Bauern, führte deren Vieh weg, raubte deren Geld und Kleider und fiel auf die Weite bald in dieses bald in jenes Dorf ein. Als nun die görtiser Bürgerwehr erwachte, fand sie nirgends einen Feind und beschloß, nicht Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, vielmehr beim Kaiser Beschwerde einzureichen. Man hat den Verhandlung um Schuß, der den Blatz nach Görtis, zu weiterer Vernehmung nach Zittau kam. Die 2000 Mann görtiser Streiter nebst ihren 400 Wagen mit Kriegszug zogen also wieder heim, ohne einen Feind gesehen zu haben. Die Zittauer hatten daher freie Hand, und als der Vogt Irviden und Schadenersatz der Görtiser bei Strafe von 6000 ungarischen Gulden gebot, erhoben die Zittauer einen Prozeß, der bis 1497 dauerte. Der König von Böhmen verurtheilte die Zittauer zu hoher Geldstrafe, wozu die Ratshabergeländten Zittaus in Prag im Gefängnis, um Zahlung der Strafe zu erzwängen, wozu sich die Zittauer nicht verließen wollten. Dagegen lang man in Görtis Spottlieder auf Zittau und da sich der von den Zittauern ausgeplünderte Warrer von Weidisch-Miß beschwerend an den Papst wendete, domnerte der h. Vater mit einer Bulle gegen Zittau, welches aber trotzdem bei seinem Widerstande verbarrierte, bis die andern vier Städte des Sechshäuftebundes sich einmengen und den Vertrag zum Abschluß brachten. Um doch etwas zu thun, zogen die gedemüthigten Zittauer 400 Mann stark zu Fuß nach einer Herrenburg im Görtiser Gebiet und gerhanen dem dortigen Ritter ein Fag Laubanier. Ja sie konnten auch im folgenden Jahrhundert den übeln Ausgang ihrer Vieherhe nicht vergeßen, denn als 1628 ein adeliger Herr nach Zittau überfiel und sechs Fag selbst gebrauchte. Vier mitbrachte, wurden ihm die Fässer zerklüden und solche Sedentanten wider noch öfter ausgeführt. Solche Thaten charakterisiren die Görtiserzeit des mittelaltlichen Bürgerkriegs auf das handgreiflichste. Die sogenannte bürgerliche Freiheit war ein fester Krieg aller gegen alle.

**Wie Europa früher gekostet war.**

Wir sprechen gern von den Fortschritten im Erkennen der Materie, wollen wir aber rechten Grund zum Erkennen haben, so müssen wir beachten, mit welcher ungeschicklichen Methode die Wissenschaften der Natur und Kunst der Götter sind bis ins Kleinste berechnet, aber über deren Natur gab es nur laubelohnte Meinungen. Siehe, da gelang es der Chemie, an der Farbe des Lichtstrahls zu erkennen, von welchem Stoffe er ausgehe, und damit erichloß sich die Stoffwelt der Himmelskörper. Wer hätte je geglaubt, daß die Astronomie ihre Fortschritte der Chemie verdankt werde? Weidliches lehren andere Wissenschaften. Nachdem z. B. die Botanik über Arten, Gattungen und deren Lebensbedingungen ins Klare war, trat sie in den Dienst der Geologie und erklärte die verschiedenen Perioden der Umgestaltung der Erdoberfläche. Sie ging von dem einfachen Gase aus: Wo sich gleiche Pflanzenarten vorfinden, müssen dieselben Lebensbedingungen vorhanden sein. Sind also Moore der Gotalper Stammbewandert mit denen auf den Inseln im Eismeer, so muß Nordamerika vor Zeiten von einer Temperatur des Eismerees beherrscht worden sein. Wo sich gleiche Pflanzenarten finden, muß ein Zusammenhang der Länder stattgefunden haben, weil Pflanzen nur über Länder, nicht über Meere wandern und sich verbreiten können. Hat also Grönländ seine weissen Pflanzen mit Europa, die Farber und Island mit Scandinavien gemeinlich, so müssen diese Länder einst in Verbindung gestanden haben.

Um dies zu erproben, hat man den Meeresboden unterucht und gemessen, wobei ich zeigte, daß sich in der That eine hohe unterseeische Bank von Schottland aus über die Färöer und Island bis Grönländ erstreckt. Würde sie um 1200 f. gehoben, so bildete sie einen Weg bis Grönländ. Nur auf dem Landwege kann der große Artenreichtum der Flora von den Färöer nach Island gelangt sein, denn rein oceanische Inseln sind artemarm. Die Flora auf den färischen Inseln Novaja Semlja und Waigaz stammte aus der Gegend, als Gletscher das ganze Land bedeckten und nur am natten Strandgürtel und auf hervorragenden Bergspitzen eine kümmerliche Vegetation, die zum Theil von Eiden einwanderte, ein Dornen triftete, wogegen sich jetzt nur Formen entwickeln, da das Treibholz Samen färischer Gewächse mit bringt. Der weidliche, vom Golfstrom umspülte Nördstienum Spitzbergens ist pflanzenarm, die inneren Thäler dagegen vegetationsreich, da man 12 Arten zählt und Strands-, Moor- und Bergpflanzen unterseht. Diese letzteren sind jedenfalls über die 600 j. ter versteinerten Bergkiden eingewandert, der sich jetzt unterseht über die Bäreninsel und Scandinavien bis Novaja Semlja und Spitzbergen hinweg, wogegen Spitzbergen mit Grönländ niemals verbunden war, da das Meer zwischen ihnen 4000 bis 7000 f. tief ist.

**Aus dem Waldleben.**

**Wilde Gänse.**

Wald kaufte der Sturm durch den Forst. Knarrend und ächzend, wie Schmerzgeschloß, rieben sich einzelne, bereits halbtotverwürgte Bäume an den noch stehenden, gleichsam als wollten sie bei diesem um Halt und Schutz bitten gegen den Orkan, der verheerend durch den Wald brauste. Aber nicht alle hatten das Glück einen Stützpunkt zu finden. Hier und da fürzte einer mit weidlich schallendem Gedröhn zu Boden, andere mit sich fortziehend, oder die Wege mit feinen Aesten verstreuernd. Es war eine schauerliche Sturmnacht, die auf den stillen Abend folgte, an welchem wir beschloßen, gemeinsam eine Nachtpatrouille zu unternehmen. Selbst die Holsbeide, denen wir unter Aufsicht des alten Hing auflauern wollten, wären zur Umkehr gezwungen worden, der Sturm war doch gar zu arg. Wie leicht konnte ein fallender Baum im Stürzen gegen die Nachstehenden treffen! Dabei peitschte der Wind den stromweis niederfallenden Regen mit heftiger Gewalt uns entgegen und wir dankten Gott, als wir in einer jungen Schonung eine Erdbütte erreichten, die uns einlud, wenn auch mangelhaften Schutz gegen das Unwetter gewährte.

Diese Hütte, die bei Anlage der Kultur erbaut war, mochte schon 10 Jahre alt sein. Der Förster hatte sie als Zufluchtsort oft aufgesucht, hauptsächlich mit frischen Kiefernstämmen ausbessern und trockne Waldstreu hineinbringen lassen. Wir alle vier fanden Platz in dem schüdenen Raume, obgleich wir ganz eng an einander heranrücken mußten. An manchen Stellen sicherte der Regen durch die Spalten, aber unser alter Hing meinte, das sei einmal nicht anders, er fände es ganz gut hier; glaube aber, daß unsere Nachtpatrouille vergeblich sei, weil sich bei solchem Wetter kein Dieb herauswage, da es schon Spitzhüben vom Himmel regne.

Auch der Förster theilte diese Ansicht, wollte jedoch noch eine Weile hier ausharren, bis sich das Toben der Natur ein wenig beruhigt haben würde. Unterdeß war es völlig Nacht geworden - finstere, stark dunkelte Nacht. Kein Stern durchdrang die dichten Regenwolken, die den Himmel bedeckten. Als der Förster ein Streichholz anzündete, um seine Pfeife anzuzünden, erhellte ein schnell verfliehender Lichtschein unser Hing und piepente, leise verschwindende Töne unter, neben und über uns überzeugten uns, daß wir nicht allein hier übernachteten, sondern zahlreiche Mäuse uns mit ihrer Gegenwart beehrten.

Von fernher, wenn der Wind zu frischem Aufwehen ein wenig pausirte, ertönte das Geschrei der wilden Gänse, die auf den wasserreichen Wiesen einfielen, um ihr Nachtquartier dort aufzusuchen. Es mußte eine beträchtliche Anzahl sein und noch immer durchzogen lange Ketten die Luft, dem Rußplage zu. Wäre es heller gewesen, man hätte die Regelmäßigkeit ihrer Flugweise bemerken können, so aber verarmt nur das Ohr ihr Geschrei, welches dämlich von oben herabscholl.

"Will denn der Regen gar kein Ende nehmen?" sprach der Förster und reichte den Kopf ein wenig aus der Hütte, um Wetterprüfungen vorzunehmen.

"Nein, es regnet noch immer in Strömen und es ist so dunkel, daß man die Hand vor den Augen nicht erkennen kann."

"Schadet nichts!" tröstete Hing. "Schadet nichts, Herr Förster! Wir sitzen hübsch im Trocknen und können ganz gemüthlich hier bleiben bis es aufhört oder Tag wird. Das ist wahr! - Können uns auch was erzählen! 'S ist wahr! von meinem Großvater seligen. Denn schlafen können wir doch nicht, weil kein Platz dazu da ist - zum Hinlegen, meine ich - 's ist wahr! Aber von meinem Großvater wollte ich reden. Sehen Sie, mein Großvater seliger, der war auch zeit seines ein Holzbauer, ein ehrlidher, fleißiger Holzhauer. Das muß man sagen, das liegt ja in unsrer Familie und hat sich vererbt, gerade so wie in anderen Familien der Adel. 's ist wahr! gerade so und redlich verdient ist diese Stellung in der Welt! Das ist wahr! Schade nur, daß ich keinen Sohn habe, auf den das Erbe übergehen würde. Das thut mir leid - sehr leid. Aber so lange es geht, so lange ich irgend noch fradeln kann, will ich dem Könige meine Kräfte weihen und für sein bestes sorgen - das heißt, in seinem Walde, besonders wegen der Spitzhüben. 'S ist wahr!"

Wieder brauste es über uns, wieder ließ sich das Geschrei der einfallenden Gänse aus der Luft vernehmen.

"Hörten Sie einmal auf!" lästelte Hing, "das ist dasselbe

Gelärme, welches man früher, als man noch abergläubisch war, für die wilde Jagd hielt. 's ist wahr! Das hat uns mein Großvater seliger oft und vielfach erzählt, wie der wilde Jäger mit Hundebell und Peitschenschall über den Wald gezogen ist. Wir aber jetzt, die wir aufgeklärt sind und nachdenken, wir wissen es, daß es die flüchtigen Gänse sind, die bevor sie sich der Nachtruhe überlassen, auf die Stellen ausziehen, wo sie, sicher gegen die Kist der Fische und der Jäger, ihr Schlafen wagen können. Das Hügelfeld dort in den über-schneimten Wiesen lieben sie besonders. Liegen da federn! Die Mäuse! - aber anschießen kann sich niemand, denn das patzt im Wasser, ja, ja! 's ist wahr! Himmelschreiendes Unrecht ist es, wenn man jagt, "dumme Gänse." Sehr flug sind sie. Das sieht jeder, der die Natur in Wirklichkeit beobachtet wie unser einer. Mit eben so großem Unrecht jagt man "faule Tauben." Weides ist grundfalsch und kann nur von Leuten geglaubt werden, die es bloß in Büchern so gelesen haben. Aber ich betrachte die Wirklichkeit ganz genau und sehe, daß die Gänse nicht dumme und die Tauben nicht faul sind. Die tollends, das sind richtige Kräftebesitzer. 'S ist wahr! Man braucht nur ein Weidchen den ersten besten Taubenschlag anzusehen, so bemerkt man ein ewiges Krutten, Weizen und Panke zwischen den Thieren, über welches sogar oft die Jungen zu Grunde gehen. Das wäre mir eine schöne Sanftmuth! Und einfältiges, undantbares Volk sind sie überdem auch noch gegen ihre Herren und Pfleger. Ja, ja! undankbar und untreu! Nicht einer in ein anderes Haus, so bleiben sie nicht etwa bei ihrem Wohlführer, der sie füttert - nein, sie fliegen wieder zurück in den gewohnten Schlag, brüten dort und kommen nur zum Füttern zu ihrem rechtmäßigen Herrn. Ist das nicht schlecht von den so viel gerisenen Tauben? Da lobe ich mir die Gänse! die sind wie halbe Hunde auf dem Hofe. Ertlich erzählen sie sich untereinander etwas, wie Menschen in Gesellschaft, nur daß man ihr Schnattern nicht versteht - aber wenn Leute in der Nähe zusammen sprechen, geben sie ihren Senf auch dazu, als ob sie es verstanden und wenden dabei den Kopf zur Seite, was ganz possirlich ausseht. Kommen aber fremde Leute auf den Hof, so erheben sie ein großes Geschrei und heißen sogar die Unbekannten. Ja, ja! 's ist wahr! Flug sind die Gänse! Und zusammen halten sie in treuer Freundschaft, eine schigt und warnt die andere, wenn sie den Bauern die Saaten abtreffen."

"Gehören denn die wilden Gänse auch zu den jagdbaren Thieren?" frag ich den Förster dazwischen, um das Doctren des Alten zu unterbrechen. "Ja, wohl!" antwortete der Waldmann; "nur ist es schwer, an sie heran zu kommen, wie uns Hing so eben erklärte. Man kann nicht anders zu Schuß kommen, als vor dem Einfallen und darf auch dann nicht entgegen schießen, weil kein Schrot den dichten Federzanger durchdringt. Am Hintertheile der Gänse sind die Federn kürzer und decken somit weniger. Ist eine Gans flügelarm geschossen, so fällt sie gewöhnlich ins Wasser und ist in der Dunkelheit schwer zu erreichen, wenn man keinen guten Hund hat."

"Dabei möchte ich wohl einmal sein, Herr Förster!" rief ich in freudiger Aufregung. "Ich habe lange Stiefeln und würde gern die Beute aus dem Wasser holen."

"Ja auch, Vater!" stimmte der muntere Fritz bei. "Bitte nimms uns mit auf den Gänseanstalt! Nicht wahr, Paraphen, das thut Du?" schmeichelte er.

Wirklich hatte der Förster dem bittenden Sohne Gewährung zugedacht. Er besah uns, die Stelle des Einfalles bei Tage genau aufzusuchen, um in der Dunkelheit keine weiteren Schwierigkeiten vorzufinden.

Mittlerweile gruppierten sich Wolken am Himmel, hier und da einen Riß bildend, durch den ein Stern blinkte. Der bisher dunkelgraue überzogene Himmelsoberg zeigte nicht mehr die gleichmäßige Färbung des Landregens, selbst der Sturm hatte seinen besüßigten Lauf genommen und schien ausgetobt zu haben, als im Osten der Tag zu grauen begann.

Halb erharrt von der unbehaglichen Lage in der engen Hütte, traten wir ins Freie, reisten die Glieder und prüften das Wetter. Ziemlich trocken geblieben, verließen wir heiteren Sinnes den schüdenen Unterschlupf und gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander, ein jeder, um noch für einige Stunden auf weichem Lager der abgetrübten Mäse sich hinzulegen.



Ich schlief so fest wie ein Dachs zur Winterszeit, als mich hartig auf- und abgehende Schritte im Zimmer aus dem Schlafe ermunterten. Es war Herr Stanz, der, mit den Händen sein Paar durchwühlend, ihn und her lief, offenbar in bestiger Aufregung. Dann legte er sich an den Schreibtisch, hienne die Feder hinter's Ohr — schrieb jedoch nicht. Den Finger an die Nase gelegt, lag er in tiefen Sinnen versunken — als er bemerkte, daß ich mit offenen Augen im Bette lag und ihn beobachtete.

„Wer hat mir diesen schändlichen, nichtswürdigen Streich gespielt?“ fragte er mich mit scharfer, gereizter Betonung. „Welchen Streich?“

„Nun thut man wohl gar, als ob man nichts wisse? Also im Komplot mit dem tauberen Fritz? habe ich nicht oft genug vor dem gemauert? Habe wohl gesehen, daß man mich gelacht hat, als ich die dumme Geschichte bei den Herren Hofmeister und Oberförster zur Anzeige brachte! Ist Fritz getrennt hier im Zimmer gewesen?“ forschte, er weiter wie ein Inquisitor mich aus.

„Fritz ist getrennt überhaupt nicht in der Oberförsterei gewesen.“ antwortete ich der Wahrscheinlichkeit gemäß.

„Also doch der, — dem ich so viel Vertrauen schenkte — doch Du — Sie — wollte ich sagen. O Justus! auf welche böse Wege läßt man sich verleiten, durch hinterlistige, nichtswürdige, abscheuliche Rathschläge! seufzte Stanz mit von Behmutz und Entrüstung erfüllter Stimme über den verführten armen Sünder.

Ich merkte wohl, daß das ganze entsetzliche Unglück in dem enttonten Pfefferluchen gipfelte und versicherte ihm, im vollkommensten Bewußtsein meiner Unschuld, daß ich nicht das geringste davon wisse, wiederholend, daß Fritz im Laufe des gefrigen Tages die Oberförsterei durchaus nicht betreten habe.

Da trat Stanz mit feierlichem Ernste an mein Bett, ergriff mit seiner Rechten meine Hand, legte die linke Hand auf sein Herz, richtete den Blick himmelwärts und sprach: „Schwöre mir, Menich, daß Du nichts weißt! — und alles will ich vergeben und verzeihen!“

„Das könnte ich mit gutem Gewissen beschwören,“ antwortete ich, „aber wegen einer Pfefferluchenskrank schwöre ich nicht! das ist unrecht und leichtsinnig.“

Er sah mir lange mit forschendem Blicke in die Augen — doch mochte er wohl das Wahre in meiner Antwort herausfinden, er drückte dann meine Hand fester und sprach in sichtlicher Bewegung, während seine Augen in beständigem Glanze strahlten: „Ist es wahr, Justus — was nicht unmöglich ist — was als eine leise, beglückende Ahnung in mir aufsteigt — ist das wahr — o Justus! Dann sollst Du an mir einen Freund gefunden haben, der Dir sein Vertrauen nicht vorzuenthalten wird! Also Du bist es wirklich, keinesfalls, wahrhaftig nicht gewesen?“ inquirierte er nochmals. „Wohli! ich vertraue Dir!“

„Fritz — obgleich ich ihm das Entsetzliche zutraue — kann es nicht gewesen sein — kein Alibi ist bewiesen — also, eine andere Hand hat es getan — eine Hand, von der es etwas ganz anderes ist als ein Verbrechen! — O, welch süße Ahnung durchflutet mein Herz!“

Was mochte ihm wohl in den Sinn kommen, als in seinem Weine eine so plötzliche Veränderung vorkam?

Mit Hast riß er die Gurtweite von der Wand und sang in seliger Begeisterung:

Alles was ich wünsch' und was ich wähle,  
Ja das bist Du! bist einzig Du!  
Das größte Gut meiner Seele,  
Ja das bist Du! bist einzig Du!

Wer denn? dachte ich. Ist Herr Stanz wahnfüchtig geworden? Erst ganz Wuth und nun auf einmal ganz Gluth, ohne alle Veranlassung, denn ich konnte doch unmöglich den Eingang auf mich beziehen.

Und doch, Wie liebenswürdig erklärte er mir heute die schriftlichen Arbeiten im Bureau. Er unterwies mich im Rechnungswesen, in der Ausfüllung der gebrauchten Formulare u. s. w., und war sogar freundlicher gegen Fritz, als dieser etwas später eintrat. Wie flott ging heute die Arbeit von statten! Es war als ob zoffiger Sonnenchein in die Allee regale hineinleuchte, ein Abglanz von Stanzens glücklichträbltem Gesicht.

Hatte er aber eine Arbeit in seiner docirenden Weise uns aufgetragen, dann trat er uns Fenster und blickte sehnsüchtig

nach dem Wohnhause des Oberförsters hinüber, ob sich dort nichts erschäfen lasse, was seinem Glücke die Krone aufsetzen könne.

Unsere Arbeiten, die er sonst stets „unbrauchbare Schmierereien“ genannt hatte, lobte er heute, und so kam es, daß alles, was der Oberförster zur Bearbeitung hingelagert hatte, bereit am kalben Nachmittage erledigt war und vor daran berufen konnten, mit frischem Vater auf den Gänselankand in den Bruch zu gehen. Herr Stanz jedoch lehnte es ab, an dem Tagdvergängen theil zu nehmen: er leide heute etwas an Schnupfen und wolle sich deshalb keine nassen Füße holen.

„Aber singen kann er beim Schnupfen, verstehst Du?“ tuschelte mir Fritz leise ins Ohr.

### Abhandlungen über Gegenstände aus dem Gebiete der praktischen Chemie.

Von Dr. G. Baumert.

#### Einiges aus der Chemie des Weines.

III.

Die sogenannten Verbesserungsmethoden finden im wesentlichen dann Anwendung, wenn es sich darum handelt, entweder zu leichtem Wein kräftiger oder zu saurem Wein milder zu machen. Ferner kann Erzeugung schöner Farbe und angenehmen Aromas (Blume) Zweck der Verbesserung sein. Nicht selten sollen mehrere der genannten Aufgaben zugleich gelöst werden. Wenn wir nun zur Betrachtung der gebräuchlichsten erlauben und nicht erlauben Verbesserungsverfahren übergehen, verwenden wir zunächst einige Augenblicke beim Gefrieren des Weines. Dasselbe bewirkt eine Konzentration dünnen Weines bezüglich seines Gehaltes an Alkohol und einiger anderer Stoffe und beruht auf demselben Prinzip wie das Konzentriren von Salzlösungen (s. B. Meerwasser) beuufs Gewinnung des gelösten Salzes. Setzt man z. B. im Winter eine Lösung von Kochsalz in Wasser einer Temperatur unter 0° aus, so bilden sich darin Eiskristalle, d. h. es gefriert nur das Wasser, nicht aber die Salzlösung. Nimmt man also das Eis heraus, so entzieht man der Salzlösung dadurch eine bestimmte Menge Wasser, mit anderen Worten: man konzentriert dieselbe. Ähnliches zeigte sich, als einige hervorragende Chemiker des 18. Jahrhunderts (Berthollet, van Helmont, Stahl u. a.) das Verhalten alkoholischer Flüssigkeiten gegen Kälte studirten. Schon vor hundert Jahren empfahl ein in der französischen Enchelopädie erscheinender Artikel das Gefrieren des Weines, weil dasselbe durch Wasserentziehung matte Weine kräftiger mache und denselben die Eigenschaft verleihe, beim langen Aufbewahren nicht zu verderben. Spätere Versuche zeigten, daß es hoch nicht allein Wasser ist, was man beim Gefrieren dem Weine entzieht: das aus Wein ausgehende Eis schließt nämlich mancherlei Weinbestandtheile ein, darunter auch Alkohol, bezüglich dessen man den Wein normierend konzentriren will. Und zwar soll obenreint dieser Alkoholverlust durch Gefrieren gerade die bei Konzentration betätigten alkoholarmen Weine in höherem Grade betreffen als die alkoholreicheren. Ein weiterer Uebelstand, der sich beim Konzentriren des Weines durch Frost herausstellt, der aber nach dem Gesagten erklärlich ist, ist die mehr oder minder bemerkbare Beimischung des Geshmacks; es ist bei gefrorenem gewesenen Wein der „Zusammenhang der Geshmacksstoffe“, wie man sich ausdrückt, gestört. Eine allgemeine Anwendbarkeit dürfte der Konzentration des Weines durch Ausfrierlassen schwerlich zuzuräumen sein, selbst wenn die Rechnung alle anderen Schwierigkeiten, die die Durchführung eines solchen Verfahrens im großen mit sich bringt, siesgreich überwindet. Indessen sind die Ansichten hierüber getheilt. Hamm z. B. hält das beschriebene Verfahren geeignet für seine leichte Weine und für Sorten aus vorzüglicher Lage in unglücklichsten Jahren.

Als Vortheile für das Gefrieren können ferner einige siesstelle Fälle angeführt werden: Entfällt ein Wein viel Weinstein (saures weinfaures Kalium), so siesmedt er rauh und herb. Beim Abkühlen an dem Gefrierpunkt siescheidet sich nun der Weinstein nach Maßgabe seiner geringeren Löslichkeit mit sinkender Temperatur aus; es verschwindet mit ihm das saure Prinzip des Weines und dieser wird demgemäss mild. In neuerer Zeit fand man im theilweisen Gefrieren ein

Mittel gegen eine Weintraufheit, die man als Röh-, Schleim-, Fett-, Deligwerden u. bezeichnet. Nach Pasteur wird diese Traufheit hervorgerufen durch Bildung unglühiger mikroskopischer kleiner Pfälgen. Wir kommen darauf ein andres Mal zurück. Ein Versuch, einen 1875er reingauer Wein, welcher die genannte Traufheit besaß und durch kein andres Mittel davon befreit werden konnte, durch theilweises Gefrieren wieder normal zu machen, lieferte ein glänzendes Resultat. Die schleimige Masse blieb im Eise zurück, der Wein floss von demselben vollkommen gesund ohne Einbuße an Aroma, Geshmack u. ab. Die Frostmethode findet übrigens nicht nur auf der Konzentration des (noch nicht vergohrenen) Mostes Anwendung. Derselbe wird dadurch relativ reicher an Zucker, und da dieser bei der Gähung den Alkohol liefert, so erzielt man einen stärkeren Wein, wenn man einen zureicheren Most bereitet hat. Ueber dieses Verfahren lauten die Urtheile günstig. Weniger ist dies der Fall bezüglich desjenigen Mostverbesserungsverfahrens, nach welchem man die Trauben gefrieren läßt. Beim Abpressen in der Kälte läuft zwar ein konzentrierter zureicherer Saft ab, aber die aus gefrorenen Trauben hergestellten Weine zeigen häufig den eigenthümlichen „Frostgeschmack“, über dessen Ursache man noch nicht ins Klare gekommen ist.

### Das Fernsprechwesen.

Die internationale Fernsprechgesellschaft zu Paris hat vor kurzem eine interessante statistische Zusammenstellung über den Stand des Fernsprechwesens auf der ganzen Erde erscheinen lassen, aus welcher hervorgeht, daß im Jahre 1882 nicht weniger als 303 Städte mit 78,908 Abonnenten gesfrirten, welche sich der Benutzung des Telephons erfreuen. Die größte Zahl der Städte mit Fernsprach-Einrichtung besteht in Europa, nämlich 16, demnächst Amerika mit 126, Asien mit 7, Australien mit 3 und Afrika mit 4 freien Städten; in Bezug auf die Abonnentenzahl dagegen wird Europa von Amerika überboten, wo 47,183 Abonnenten verzeichnet sind, dann erst folgt Europa mit 30,066, Australien mit 897, Asien mit 420 und Afrika mit 240 Telephon-Abonnenten. Unter den Staaten Europas steht in Bezug auf die absolute Ausdehnung des Fernsprechwesens Großbritannien an der Spitze. Hier wurden nämlich 75 Städte mit Fernspracheinrichtung und 7287 Abonnenten gezählt, dann folgt Deutschland mit 21, Frankreich mit 18 und Italien mit 13 Städten, während in Bezug auf die Abonnentenzahl erst Italien mit 5507, dann Frankreich mit 4437 und Deutschland mit 3613 Abonnenten folgt. Es ist zweifellos, daß gegenwärtig die Benutzung des Telephons zumal in Europa eine noch weit größere ist, als jene Aiffern dies barthun. So betrug z. B. in Deutschland die Abonnentenzahl Ende 1882 bereits 4200, und ist bis heute auf mindestens 5000 angewachsen.

Interessant sind die Angaben, welche in der genannten Denkschrift über die Preisverhältnisse beim Fernsprechwesen in den verschiedenen Ländern gemacht werden. Der Preis des Abonnements ist Benutzung des Telephons stellte sich hiernach in den einzelnen Ländern wie folgt:

- Deutschland: wo der Fernsprachbetrieb bekanntlich Staatsmonopol ist, 200 M. für zwei km, für jeden km mehr 50 M.
- Rußland: Der Preis varirt je nach dem Orte und der Geshwindigkeit, welche dem Telephonbetrieb in den Händen hat, von 155,5—247,5—300,75 M.
- Norwegen: 50—160 M. Betrieb durch Privatgesellschaften. Schweden: 130,4—184 M. Betrieb wie in Norwegen. Dänemark: 168,75—196,8—225 M. Betrieb wie in Norwegen.
- Niederland: 236—240 M.
- Schweden: 160—240 M.
- Großbritannien: niedrigster Preis 240 M., es erfrirrt hier eine große Anzahl von Privatgesellschaften, welche den Telephonbetrieb in den Händen haben.
- Frankreich: bei Staatsbetrieb 160 M., bei Privatgesellschaften in Paris 480 M., in der Provinz 320 M.
- Italien: 92—140 M. Betrieb durch zahlreiche Privatgesellschaften.
- Spanien: bei Staatsbetrieb 120 M., bei Privatgesellschaften 80—200 M.
- Österreich: in Wien 270 M., in Pest 360 M., in Triest 180 M.

- Japan: 240—600 M.
- Sina: in Shanghai 160 M., in Hongkong 490 M.
- Vereinigte Staaten von Amerika: 200 bis 500 M.
- Brasilien: 480 M.
- Mexiko: 240 M.
- Australien: Kontinent 300—400 M., Sandwich-Inseln 320 M.

Man sieht, sind die Preise außerordentlich verschieden. Deutschland gehört keineswegs zu den Staaten mit billigen Abonnementspreisen; es ist vielmehr eine große Zahl von Staaten vorhanden, wo der Preis ein wesentlich billigerer ist; unter diesen sind namentlich Italien und die Schweiz zu nennen, wo die Billigkeit des Abonnementspreises dem Telephon denn auch eine besonders weite Verbreitung verschafft hat. In der Stadt Zürich z. B. hat das Telephon eine derartige ausgedehnte Verwendung gefunden wie in keiner anderen Stadt Europas. Es waren hier am 1. Mai d. J. 700 Anschlüsse vorhanden, außerdem fanden noch 110 Anschlüsse in der Umgegend mit Zürich in Verbindung; es kommt infolgedessen dort auf je 108 Personen schon ein Anschluß. Es ist zweifellos, das die weitere Entwicklung des Fernsprechwesens dem Handel und Verkehr einer Stadt zum größten Vortheil gereichen muß, und auch wir sind der Ansicht, daß die von vielen Seiten laut gewordenen Klagen über die hohen Kosten des Fernsprach-Abonnements im deutschen Reichs-Postgesetz ihre volle Berechtigung haben.

### Literatur und Kunst.

\* „Bismarck nach dem Kriege.“ Ein Charakter und Zeitbild, ist der Titel eines lobens in Verlage der Neugierigen Buchhandlung in Leipzig erschienenen Buches über den Staatsmann. Der anonyme Verfasser hat jedenfalls der Entzückung der Dinge nach dem französischen Kriege sehr nahe gestanden und hat die Gelegenheit genutzt, viele Vorgänge zu beobachten, die jetzt erst ihr volles Licht erhalten. Das Buch zerfällt in die Rubriken: Bismarck und Rom. — Bismarck und die Sozialdemokratie. — Bismarck und das Grubendritzen. — Bismarck und seine Kritiker. — Bismarck und die Frankfurter. — Schon diese Titel belegen, welche hochinteressanten und höchst mannichfaltig beschäftigenden Stoffe der unermüdeten Wirkendend des leitendend Staatsmannes ihre Beleuchtung erhalten. Es entfällt eine Fülle von überreichen Details.

\* Im Verlage von Eduard Heinrich Maber in Köln erscheint lobens ein höchst interessantes Werk des rühmlichst bekannten Wiener Professor Robert von Schlagintweit in Gießen, die Santa Fe- und Südpazifischen in Nordamerika (im Ganzen 6—8 Lieferungen à 1 M., mit ca. 50 Illustrationen, Karten u. s. w.). Wir wollen nicht verhehlen, unzer Zer auf dies wichtige, auf Grund eigener Untersuchungen gedriebene Buch hinzuweisen, welches, nach der uns vorliegenden ersten Lieferung zu schließen, sowohl inhaltlich wie betrefi seiner Ausstattung die vollste Anerkennung finden wird. Eine vorläufige Uebersicht des Geshammentsinhalts schließen wir hier an: Allgemeine Einleitung. Ausstattung und Nomenclatur der pazifischen Bahnen. Der amerikanische Westen. Allgemeines über die Santa Fe- und Südpazifischen. Von Newport zum Ausgangspunkt der Santa Fe-Bahn. Die Santa Fe-Bahn in Kansas. Kansas City, der Hauptausgangspunkt der Santa Fe-Bahn. Kansas City bis Florence. Florence bis Hutchinson. Hutchinson bis Dodge City. Dodge City bis Coolidge. Die Santa Fe-Bahn in Colorado und Neu-Mexiko. Allgemeine Schilderung Colorado's. Coolidge bis Raton. Raton nach Santa Fe. Santa Fe, die Hauptstadt Neu-Mexiko's. Santa Fe bis Denting. Soziale Zustände in den westlichen Territorien. Die Südpazifischen in Arizona und Californien. Denting bis Yuma. Yuma bis San Francisco. Soziale Bemerkungen. Anhang. Die Stationen zwischen Newport und San Francisco auf der Santa Fe- und Südpazifischen. Vergleichendes verschiedener Wege.

\* Von dem bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheinenden Werke „Botanischer Bilder-Atlas, nach De Candolle's natürlichem System, von Karl Hoffmann, liegen uns jetzt die Lieferungen 2 bis 4 vor, deren jede 6 prächtige Farbentafeln mit erläuterndem Texte enthält. Die gebiegene Ausstattung und die überflüssige Anordnung, welche uns auch in diesen Lieferungen entgegenfällt, verdient alle Anerkennung und bekräftigt, was wir schon bei der ersten Lieferung ausgesprochen, d. h. nämli, hier zu billigen Preisen ein äußerst reichhaltiges und lobens Wertes und mannichfaltiges Gebot, welches uns mit der wichtigsten Pflanzen der Deutschi und zahlreichen Kulturpflanzen bekannt macht und namentlich auch geeignet ist, bei der Jugens Liebe und Interesse für das Studium der Pflanzenkunde zu erwecken.

r. Ueher die Verammling des „Vereins pälziger Schrift-

